

MADIAH SOURITH
DIE GESCHICHTE EINER INDISCHEN
SCHLANGENTÄNZERIN



FRIEDRICH OTTO

Friedrich Otto

Madiyah Sourith

**Die Geschichte einer indischen
Schlangentänzerin**

Aus: Friedrich Otto, Ultra, Sieben Erzählungen, Mit 7
Bildbeigaben von Alfred Kubin, Verlag von Georg
Müller, München, o. J.

Bibliothek von ngiyaw eBooks
(Aus urheberrechtlichen Gründen ohne Abbildungen)

Illustration: Franz von Stuck, Die Sinnlichkeit

Madiyah Sourith

Die Geschichte einer indischen Schlangentänzerin

Die Herbstsonne flutete in dicken schrägen Schleiern durch die schweren Kastanienmauern am Landwehrkanal. Ihr weißes, nicht recht wärmendes Licht glich schon ein wenig dem Strahlen des winterlichen Vollmondes.

Ich hatte nichts zu tun und ging langsam das Kaiserin Augusta-Ufer entlang. Es ist schön, wenn man einmal in der Großstadt nichts zu tun hat.

Stumm und schwarz wie der Hades floß der Kanal durch seine Steiufer. Als ich an die schmale hochgeschwungene Brücke der Hohenzollernstraße gegenüber kam, fiel mir ein, daß in der Hohenzollernstraße Nr. 16 oder 17 hoch oben ein Professor hauste, ein Porträtmaler, dessen Atelier ich lange nicht besucht hatte. Der Künstler hieß Jotka.

Ich setzte mich auf eine Uferbank und überlegte mir, ob ich zu Professor Jotka gehen sollte oder nicht. Vielleicht störte ich ihn. Vielleicht auch traf ich in einem Café, das ich nachmittags gern besuchte, mehrere Bekannte, zu denen ich mehr Beziehungen

hatte als zu Professor Jotka. Denn meine Bekanntschaft mit dem Maler war recht oberflächlich. Wir hatten allerdings uns wiederholt mal bei mehreren Flaschen Rheinwein gründlich ausgesprochen und ich verehrte in Jotka nicht bloß den geübten Porträtmaler, sondern auch den offenen und zugänglichen Menschen. Eine Neigung zu Abenteuern und eine heftige Phantasie hatten mir Professor Jotka noch lieber gemacht. Von Religion, Mystik und irgendwelchen geheimnisvollen unerkennbaren Dingen wollte Jotka nichts wissen. Um so merkwürdiger, daß gerade von Jotka mir ein anderer Porträtmaler gesagt hatte: »Wenn man mit Jotka zusammen ist, verliert man vollständig den Boden unter den Füßen.« An dieses Wort mußte ich denken, als ich mir, auf der Bank sitzend, überlegte, ob ich zu Jotka mal hinaufgehen sollte.

Jotka besaß in der Tat die seltsame Gabe, die realen Dinge häufig in einem so gesteigerten Licht zu sehen, daß sie zuweilen gänzlich den Charakter von Illusionen und bunten Schemen gewannen.

Lag es an seinem Künstlercharakter oder besaß so er einen Geist, der die Dinge nur vergrößert und zum Teil auch vergrößert erfaßte, ich weiß es nicht. Tatsache ist, daß er jedesmal, wenn ich mit ihm zusammen gekommen war, sich in seinen Gesprächen

völlig ins Uferlose, ins Blaue irgendeiner erschauten Höhe verlor.

Kam die Rede auf Südamerika, so forderte er einen auf, sich in den nächsten Tagen auf eine längere Reise durch Südamerika vorzubereiten. Er würde drüben alles malen: die großen Staatsmänner, die reichen Viehhändler, die Gelehrten, die schönen Frauen. Er würde in wenigen Monaten ein Vermögen zusammenmalen. Aber er brauche einen sprachenkundigen Begleiter und der solle ich sein. Ich spreche keine fremde Sprache so, daß sie ein Angehöriger des betreffenden Volkes versteht. Aber das hinderte Jotka nicht. »Sie müssen mein Dolmetscher sein. Auch auf Sie wird sich ein Regen von Orden und Gold ergießen. Also. Schlagen Sie ein. Aber verraten Sie keinem Menschen unseren großen Plan« — den er am selben Tage noch allen Bekannten erzählte — . . . »Sie werden es nicht bereuen.«

Das merkwürdigste war, daß Jotka immer wieder von neuem an seine Luftschlösser glaubte, obwohl noch keins sich als dauerhafter erwiesen hatte als ein flüchtiges Wolkengebilde. Jedesmal wieder sprach der echte innere Eifer aus ihm und fast jedesmal bezauberte er seine Zuhörer. Dennoch entging Jotka beinahe jedem Zusammenstoß mit den Dingen, wie sie in der harten rauhen Wirklichkeit sind, weil er sich

eben immer nur in Gedanken so sehr steigerte und übersteigerte, während er nie daran dachte, auch nur das geringste je von dem zu verwirklichen, für das er vor kurzem noch geschwärmt hatte. Beispielsweise war die Reise nach Südamerika für ihn in dem Augenblick völlig beendet, als er sie im Geiste bis auf die letzten Schönheiten und eingebildeten anstrengenden Vorbereitungen durchgekostet hatte.

Ganz ohne Folgen auf seinen Lebenslauf blieben die phantastischen Spielereien Jotkas jedoch nicht. Von Zeit zu Zeit fing sein verschüttetes Temperament an sich Bahn zu machen wie ein Geysir, der nur mit langen Zwischenpausen arbeitet. Jotka war, wenn der harte Vergleich erlaubt ist, ein Quartalsabenteurer, wie es auch Quartalssäufer gibt. Er bekam seine Abenteurertage. Dann hielt ihn nichts mehr im Atelier. Dann fühlte er sich dort erstickt, geknechtet, gehindert in seiner Kunst. Er wurde gereizt, fluchte, malte schlecht oder verzerrt, wurde noch gereizter und fluchte noch mehr, gab schließlich der Staffelei samt dem Porträt der Herzogin von . . . einen Fußtritt, nahm seinen Hut und Stock und verschwand auf mehrere Tage aus seinem Atelier. In der Zwischenzeit trat er in Weinlokalen als Dauertrinker auf, ohne je berauscht zu sein, erschien abends in den Bars, wie der jüngste Lebemann. Natürlich nicht allein, sondern stets in

Begleitung einiger Göttinnen, wenn auch geschminkter und niederer Art. Hin und wieder führten diese Abenteuer auch noch zu einem größeren Gemälde, das meist in die Zeit der alten Römer verlegt wurde, die Jotka sehr verehrte. Und dann vertiefen sich die Spuren des letzten Abenteuers meist wieder im vielbefahrenen sandigen Gleis des Alltags. Jotka, der Phantast, konnte sich rühmen, trotz seines mit einer fortlaufenden Perlenkette von Abenteuern versehenen Lebenslaufes, niemals aus dem sichern Sattel gehoben worden zu sein. Immer wieder war er nach einigen Tagen der Alte, der still und ruhig malte, in Gedanken schwärmte, aber das letzte Abenteuer schon längst wieder vergessen hatte. Der Rausch verflog, die Ruhe blieb. Quartalsabenteurer!

Ich erhob mich von der Bank, wartete ein Automobil ab und überschritt den Damm, um zu Professor Jotka hinaufzugehen. Das Kaffeehausdasein erschien mir plötzlich ganz schal.

Später, viel später einmal, habe ich mich gefragt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ich heute nicht zu Jotka gegangen wäre, denn vieles wäre dann nicht geschehen. Aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß erstens all unser Tun notwendig ist und von einer Stelle aus gelenkt wird, an die wir nicht ganz herankönnen, und dann sagte ich mir, daß mein Anteil

an dem folgenden Erlebnis zu gering und zu äußerlich war, um Schuld an dem tragischen Drama zu haben, das mein Besuch einleitete. Jotkas Seelenspannung war eben wieder einmal in ihren labilen Zustand geraten, wo ein Tropfen genügt, den Dammbbruch herbeizuführen. Die Flut, die innere gefährliche Spannung, die den Damm gern einreißen möchte, war schon da.

Kurz gesagt, als ich in Jotkas Atelier trat, war der Maler gerade wieder so weit, der Staffelei den berühmten Fußtritt zu geben.

Äußerlich herrschte noch eine feierliche Ruhe im Atelier. Aber Professor Jotka legte Pinsel und Palette so freudig aus der Hand, als er mich sah, daß ich ihm seine Lust zu pausieren sehr deutlich anmerkte.

Er ging über den Flur und holte aus einer Kiste eine besonders gute Flasche älteren Rheinweines. Allzualten schätzte er nicht.

»Prost. Der Teufel hole die ganze Malerei. Elende Schinderei ums tägliche Brot. Die ganze Porträtmalerei sollte als gesundheits- und naturwidrig verboten werden!«

Das war sein einleitender Trinkspruch. Kernigere Aussprüche folgten. Und ich wußte, woran ich war. Jotkas Quartalszeit war da. Ich beschloß jedoch

abzuwarten.

»Was malen Sie da, Herr Professor«

»Ein altes Weib!« schrie er.

»Von höchstens einundzwanzig Jahren und bildhübsch,« antwortete ich.

»Ich meine nicht alt an Jahren, sondern an scheußlicher, innerer Kälte, meinetwegen auch Rasse und Kultur. Hundert, tausend Jahre alt, sind diese jungen Amerikanerinnen. Male ein anderer diese kühlen blonden Bestien. Prost!«

Ich beharrte jedoch:

»Sie haben sich jedoch ganz verteufelt viel Mühe mit dem ›alten Weib‹ gegeben, Herr Professor. Selbst einen kleinen Diamanten in den schneeweißen Zähnen des lächelnden Mundes haben Sie mit größter Sorgfalt gemalt.«

Professor Jotka stand auf, nahm einen langen Pinsel und schlug plötzlich einen großen dunkelblauen Farbenklecks mitten auf die Nasenwurzel des herrlichen Gesichts. Die prächtigen hellen blauen Augen der Amerikanerin waren erblindet!

»Zum Teufel auch, Professor,« schrie ich, »was machen Sie da. Das ist, das ist eine Gemeinheit!«

»Herr,« donnerte mich der Maler an, »wer sind Sie, was erlauben Sie sich. Wenn ich zwölftausend Mark

mit einem Schlag zerstöre, werden Sie mir doch nicht weismachen, daß ich nicht weiß, was ich tue. So wie dies Bild, hole der Teufel die ganze Malerei.«

Mir gefiel der Spaß aber nicht mehr und ich sagte kalt:

»Was haben Sie heute noch vor, Herr Professor?«

Der Maler setzte sich und sagte mürrisch: »Woher wissen Sie, daß ich heute überhaupt noch was vorhabe. Nichts habe ich vor. Gar nichts! Weniger als gar nichts! Ist in der Welt überhaupt noch was los? Hier drinnen im ewigen Nordlicht des Ateliers geht man ja zugrunde wie eine Pflanze ohne Licht!«

»Sie irren, Herr Professor. Pflanzen im matten Licht gehen nicht zugrunde, sondern vergeilen!«

»Vergeilen. Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie bekommen krankhaft lange Triebe. Jeder Gärtner kann Ihnen das sagen.«

Professor Jotka war eine Weile ganz still. Endlich hatte er sich von seiner Überraschung erholt und meinte: »Ich bin keine Pflanze, sondern ein Mensch!«

»Natürlich!« bestätigte ich.

»Na, dann prost,« rief Professor Jotka. »Dann sind wir ja also völlig einig. Wissen Sie nicht, wo wir heute hingehen könnten? Mein Malerauge sehnt sich nach etwas anderem als nach dieser Ware hier.« Er wies mit

der Fußspitze auf die verschiedenen Porträts.

Wir saßen auf weichen Möbeln, über denen verschossene goldschwere Brokatdecken hingen. Sie sahen köstlich in dem blassen Licht des Nachmittags aus. Ich streichelte eine der schwergewebten und gestickten Decken und sagte:

»Haben Sie schon etwas von der Madiah Sourith gehört, der indischen Schlangentänzerin? Sie tritt heute zum erstenmal im Wintergarten auf. Das wäre doch was für Ihr Malerauge!«

»Haben Sie sie schon mal gesehen?« fragte Professor Jotka.

»Nicht die Spur. Ich las bloß eine kurze Notiz. Aber ich dachte mir . . .«

»Gewiß: Indien. Tänzerin. Schlange,« vollendete der Maler, »da kam schon etwas bei herauskommen. Sind ja beinahe die gesamten Bestandteile des Sündenfalls beisammen.«

»Fehlen noch der Adam und der Teufel als notwendige Requisiten,« meinte ich.

»Dann könnten Sie ja die Rolle des Teufels übernehmen,« höhnte Professor Jotka.

»Viel lieber als die des Mannes. Der Teufel befindet sich vermutlich noch heute im Paradies, der Herr Adam bestimmt nicht mehr,« antwortete ich.

»Ich bewundere Ihre theologischen Kenntnisse. Also es bleibt dabei: Sie spielen den Teufel und ich den Adam!«

»Und unser Einmarsch ins Paradies geschieht heute abend durch den Wintergarten.«

»Gut geraten. Wir haben noch zwei Stunden Zeit,« lachte Professor Jotka, »betrachten Sie mich als den alternden Faust, der seiner ganzen Kunst und Wissenschaft abgeschworen hat und sich nun den Mephistopheles kommen läßt.«

»Zu schmeichelhaft für meine geringen Fähigkeiten, Herr Professor. Ich bezweifle sehr, ob ich Ihnen die gewünschte Helena verschaffen kann.«

Um neun Uhr trat die indische Bajadere im Wintergarten auf. Wir saßen in einer Seitenloge, ganz nahe der Bühne. Die Szene war recht malerisch. Der Beleuchter schaltete eine Rotscheibe ein, und in ihr Blutlicht, das auf die Bühne einen ganz merkwürdig helldunklen Kegel warf, war plötzlich die Madiah Sourith getreten. Das Licht verlosch eine Sekunde lang. Dann sprang ein grünblauer Blitz auf die Bühne und diesmal wand sich eine Pythonschlange von etwa fünf Metern Länge um den Leib der Tänzerin. Ein klarinettenhaftes Instrument plärrte und zerrte eine befremdende Melodie hin und her. Die Bajadere geriet

in leise wogende Bewegungen. Ihr Oberkörper war nackt. Von den Hüften bis zu den Füßen hing ein schillernder Seidensarong. Blaues Licht fiel in die Tiefe. Der Bläser wurde heftiger, die Schlange wand sich höher. Die Tänzerin hob das schwere Tier noch über ihren Kopf. Der Lärm des Blasinstruments und die Schnelligkeit, mit der es die wenigen Töne der Melodie hin- und herwarf, vermehrte sich noch. Jetzt kam weißes, reines, hellstes Sonnenlicht aus der Höhe. Der Akt der Tänzerin war wirklich prächtig. Der leicht gebräunte Körper war großartig durchgearbeitet und die Büste antikschoen. Da raste ein Gong los. Die Tänzerin schüttelte sich, die Schlange zischte und krampfte sich um den nackten Körper der Tänzerin. Das Weib stöhnte. Ein neuer Gongschlag. Die Schlange preßte mit einem Ruck einen neuen Ring ihres Leibes um das Weib. Die Tänzerin schrie etwas. Der Inder, der bisher am Boden gehockt hatte, rief ein Wort. Die Schlange löste sich. Das Licht erlosch, sprang nach einer Sekunde wieder an, und der ganze Spuk war von der Bühne verschwunden.

Jetzt erst fiel mir wieder ein, daß ich neben Professor Jotka saß. Ich sah ihn an und bemerkte beinahe erschreckt, daß er wie ein geistig völlig Abwesender, fast wie ein Idiot, noch immer auf die Bühne starrte, wo nichts mehr zu sehen war, als ein

Diener, der einen Teppich verlegte. Ich fühlte, daß die Szene auf den Maler sehr stark gewirkt haben mußte, und versuchte seine Spannung zu lösen, indem ich sagte: »Große Kunst. Wie, Herr Professor»

»Was, Kunst nennen Sie das? Sagen Sie doch gleich Kitsch. Sie Banause. Das ist tausendmal mehr als Kunst. Das ist das Geheimnis des Göttlichen. Das ist eine Offenbarung. Kommen Sie, ich muß raus aus dieser Affenloge.«

Wir gingen ins Foyer.

»Bleib' ruhig, Faust!« sagte ich.

»Reden Sie nicht,« antwortete Jotka heftig.

»Die Sache ist nicht zum Spaß. Haben Sie denn keine Augen mehr für Wunder?« Ich muß sagen, mir fehlten tatsächlich die Augen für das Wunder, das Professor Jotka da gesehen haben wollte. Er nahm die Schlußszene, in der der vom Boden aufspringende Indier durch seinen Ruf die Tänzerin von der Schlange errettete, für wahr. Ich dagegen sagte: »Ich bin fest überzeugt, daß das alle Abend so sein wird. Es ist ein fein abgepaßter Schlußeffekt.«

»Und dennoch war die Szene echt!« beharrte Professor Jotka.

Acht Tage darauf bat mich eine Rohrpostkarte in sein Atelier.

Der Maler arbeitete ruhiger und innerlicher denn je, und ich war beim ersten Anblick seines Gesichtes fast davon überzeugt, daß das Quartalsabenteuer bereits gnädig vorübergegangen wäre.

Professor Jotka malte noch an dem Bilde der Amerikanerin, deren verunglimpfte Schönheit er reumütig wieder hergestellt hatte.

Selbst der Brillant im Munde blitzte in alter Schönheit.

»Der Vater der jungen Dame war eben hier,« sagte Professor Jotka, »und hat« — — er machte die Bewegung des Auszahlens von Geld. Dann fuhr er fort: »Das Porträtieren ist doch die einzig wahre Malkunst. Es gibt nichts Höheres und Schöneres, als das menschliche Antlitz zu verewigen . . . Doch um Ihnen das zu sagen, bat ich Sie nicht zu mir. Ich bekomme jetzt gleich den Besuch des Inders, der die Madiah Sourith auf ihren Tourneen begleitet, und wissen Sie, da möchte ich gerne, daß Sie dabei sind. Er soll zwar recht gut deutsch sprechen, aber unserer zwei werden ihm doch wohl besser auseinandersetzen können, was das heißt, die Tänzerin möchte hier bei mir Modell für ein Bild stehen. Ich möchte vor allen Dingen den Eindruck in ihm erwecken, daß er mir absolut vertrauen darf.«

»Sie wollen also die Tänzerin wirklich malen, Herr Professor?«

Der Maler antwortete auffallend milde und weich:

»Ja, das möchte ich zu gern. Ach, wenn Sie das Weib so oft gesehen hätten wie ich. Ich war alle Abende in der Loge. Ich sage Ihnen, das leichte gelbliche Braun ihres Körpers, die bläulichen Schatten auf dem zarten Braun. Es ist, als ob das Weib nicht Blut in den Adern hätte, sondern heißen, gelben, duftenden Tee. Ich sage Ihnen, es ist zum Verrücktwerden. Ich fühlte, für mich gab es hier kein Zurück mehr. Das Weib mußte in mein Atelier. Ich sprach mit dem Direktor des Wintergartens und er gab mir eine Empfehlung an Herrn Lahori. Außerhalb der Bühne entpuppte sich dieser Inder übrigens als ein schon recht bejahrter Herr. Ich machte ihm allerlei Lobsprüche.« Die Ateliertglocke schlug an.

»Unser Besuch ist schon da. Also Vorsicht,« sagte der Professor und öffnete selbst.

Lahori verbeugte sich vor uns, gab uns aber nicht die Hand.

Er sank tief in einen der Sessel hinein, und nur sein kleiner brauner Tierkopf ragte aus dem Schatten des Polsterstuhls. Er legte sich einen Moment die Hand auf die Stirn, seufzte tief und sagte dann ohne

Umschweife:

»Meine Herren, bedenken Sie doch die Verschiedenheit unserer Personen. Wir sind uns vollkommen fremd und niemand kann von uns einen Blick in die Gedanken der Vergangenheit des andern tun. Ihr Wunsch, verehrter Herr Meister, das Fräulein Madiah Sourith hier zu malen, ist daher unerfüllbar. Bitte lassen Sie mich reden und hören Sie mir zu, so werden Sie am schnellsten begreifen, daß die Erfüllung Ihres Wunsches unmöglich ist. Was wissen Sie von dem Fräulein Madiah Sourith. Nichts. Wenn Sie auch nur einiges wüßten, so müßten Sie selbst bemerken, daß es ein Verbrechen wäre, wenn ich das Fräulein Madiah Sourith zu Ihnen ließe. Sie hat keine Verbindung mit Ihnen, sie hat nie mit einem anderen Mann gesprochen als mit mir. Sie ist ein Kind, eine Blume, eine fremde indische Blume, die hier friert, obwohl es noch beinahe Sommer ist bei Ihnen. Diese Blume weiß nichts . . . nein danke, ich trinke niemals Wein — von der Welt. Sie lebt ganz in sich. Sie hat keine Beziehung zur Außenwelt. Wir können das Experiment nicht wagen. Es würde ihren Dauertrancezustand unterbrechen. Sie kennen sie nicht. Sie wissen nichts von ihrer Vergangenheit. Es geht nicht. Unmöglich.«

Lahori sprach abgerissener und mühsamer, und

seine Hand fuhr wieder über seine Stirn.

Mit dunkler vorsichtiger Stimme sagte Professor Jotka:

»Herr Lahori, Sie halten uns für eine Art besserer Menschenfresser. Das sind wir aber nicht. Hingegen möchte ich Ihnen vorhalten, daß Sie das Fräulein Madiah Sourith in einer Art Sklaverei halten. Bitte sehr, Sklaverei, wenn es wahr ist, daß das Fräulein noch mit keinem anderen Mann gesprochen hat als mit Ihnen.«

Der arme Inder sank tiefer in die Nacht seines Sessels. Die Hand preßte seine Stirn und ein schwerer Seufzer quoll aus seiner Brust:

»Ich sagte es ja, wir würden uns nie verstehen. Mit den Augen eines Abendländers gesehen, muß mein Verhältnis zu dem Fräulein Madiah Sourith als eine Art Sklavenhalterei erscheinen. Aber indische Augen sehen hier ein mystisches Zusammensein.«

»Nicht doch, Herr Lahori,« rief Professor Jotka, »streifen Sie Ihre indische Brille mal für eine Weile ab und Sie werden dasselbe sehen wie wir.«

»Äußerlich,« meinte der Inder.

»Noch mehr innerlich, Herr Lahori. Versündigen Sie sich nicht an der Seele der jungen Dame. Auch bei uns kommt es vor, daß Menschen aus irgendwelchen,

meist verbrecherisch gewinnsüchtigen Absichten, jemand in völliger Abgeschlossenheit aufwachsen lassen. Diese Wesen sind dann, wenn sie der Zufall mal befreit, erwachsene Halbidioten und bei uns pflegt die Polizei solche Fälle energisch anzufassen.«

Lahori lachte: »Die Polizei. Oh, wie wenig verstehen wir uns. Jeder Versuch, die Madiah Sourith von mir zu trennen, und geschähe er selbst mit den zartesten Händen und nicht den rohen Fäusten der Polizei, würde ihr Ende herbeiführen. Was ist sie ohne mich, eine Lotosblume, die nicht mehr im Grunde ankert. Wie können Sie je meine Madiah malen, verehrter Meister, wenn Sie ihren innersten Kern nicht zuerst begriffen. Sie würden ja stets nur eine blinde Maske sehen. Nur dem Sehenden leuchtet ihr Wesen durch.«

Professor Jotka machte wilde Bewegungen. Ich räusperte mich und sagte:

»Herr Lahori, Sie haben recht. Der Meister denkt gewiß auch gar nicht daran, die Angelegenheit übers Knie zu brechen. Vielleicht ergibt sich für Sie einmal eine passende Gelegenheit, unseren Meister sagen wir sehend im Sinne Ihrer Kultur zu machen. Es liegt mir als einem völlig Unbeteiligten ganz fern, mich in Ihr Verhältnis zu der jungen Dame zu mischen. Ich will

sogar auf Treu und Glauben annehmen, daß alles, was Sie über mystische Zusammenhänge sagten, stimmt, aber eins werden Sie doch zugeben müssen. Wenn Sie eine Tournee durch ganz Europa mit Fräulein Madiah Sourith planen, wenn also die Dame andauernd öffentlich auftritt, so verläßt sie doch dadurch recht deutlich den Zustand einer verträumten Blume, die nichts von der Welt weiß. Kürzer gesagt, der große Verdienst, den Sie und die Dame erwerben, ist doch ein nüchternes-prosaisches Ziel. Und da Ihnen unstreitig doch daran liegt, daß Ihre kleine Truppe auch in den anderen Hauptstädten Europas eine günstige Aufnahme findet, so würde ich an Ihrer Stelle den Vorschlag unsers Meisters nicht zurückweisen. Das Bild, das Professor Jotka von der Tänzerin malen wird, kann Ihnen, brutal gesagt, als Reklame nur die besten Dienste leisten. Sie werden es ja bereits erkannt haben, ohne Reklame gibt es im Abendlande keinen Erfolg auf Ihrem Gebiete.«

Die Gestalt im Stuhl regte sich, während der Maler innerlich bis zur Raserei gespannt, an die Staffelei der Amerikanerin trat und mit wenigen Tupfen den seit langem gesuchten Ausdruck in die Augen zu legen vermochte.

Jotka war ganz ergriffen und rief:

»Jetzt hab' ich es. Das fehlte, und ohne die Madiah Sourith hätte ich es nie getroffen. Herr Lahori, Sie müssen mir die Gelegenheit geben, ein Bild von der Madiah Sourith zu malen. Ich lasse Sie sonst nicht los. Das Original schenke ich Ihnen, es wird Ihnen, wie mein Freund bereits sagte, gewiß gute Dienste leisten, denn ich bin in Petersburg, London und New York gut bekannt. Viele meiner Bilder hängen dort in Galerien. Ich muß mich wahrhaftig auf meine alten Tage noch wie eine Jahrmarktsbude ausschreien.«

Lahori schien sich vor sich selbst zu fürchten. Er preßte beide Hände gegen seine Brust und drückte sich förmlich in den Sessel hinein: »Ich will Ihnen etwas von Madiah Sourith sagen, meine Herren. Und wenn Sie mich gehört haben, sollen Sie selbst entscheiden, ob Sie auf Ihrem Wunsche beharren wollen oder nicht. Gestatten Sie, daß ich mir vorher eine Zigarette anzünde. Nein, vielen Dank, ich kann nur meine heimischen Zigaretten vertragen.«

Süßer, schwerer Rauch, wie von einer Weihrauchkerze, strömte aus dem Sessel in die Dämmerung des Ateliers. Wir lagen still in den Lehnstühlen und hörten zu:

»Ich kann nicht von Madiah Sourith reden, bevor ich nicht von mir gesprochen habe. Denn sie ist ganz

mein Werk, das erste, das mir gelungen, wohl auch mein letztes und einziges. Kenntnis des Schöpfers erklärt auch das Geschaffene. Ich bin bei Benares geboren worden, habe aber meine Eltern nie gekannt und weiß auch heute noch nicht, wer sie waren. Fremde Hände erzogen mich, und mit fünf Jahren griff mich ein heiliger Brahmane auf, der, solange sich die Leute besannen, gelähmt aber sonst starken Geistes unter einem Feigenbaum eines Tempelhofes hauste und dort von der Mildtätigkeit der Gläubigen lebte. Ich will Ihnen nicht auseinandersetzen, welche Bedeutung die Heiligen bei uns genießen. Abendländische Besucher haben ja in ihren Schilderungen wiederholt versucht, das zu erklären. Ganz kann es ihnen nicht gelingen. Aber ich habe es erfaßt, denn ich bin von jenem Heiligen erzogen worden. Er war mir ein Vater, und alles, was ich geworden bin, danke ich ihm. Ich bettelte für ihn und ich sorgte für ihn und er lehrte mich seine letzten Geheimnisse, besonders die schweren metaphysischen Künste. Seine Lehren brachten mich dahin, daß ich glühende Nadeln nicht spürte, mit denen er mich stach. Keine Krankheit gewann je Herrschaft über mich. Er lehrte mich in die Zukunft zu schauen und brachte mich schließlich so weit, daß ich über Wasser schreiten konnte, ohne zu versinken, und zuletzt gelang mir das

Allerschwierigste. Ich hob mich eines Tages im Schlafe einen Meter empor. Mein Wille hatte die Schwerkraft der Erde überwunden. Ich verlange nicht, daß Sie mir das glauben, denn heute halte ich es selbst für unmöglich. Aber ich weiß, daß ich es einmal gekonnt habe. Leider beging ich einen Verstoß gegen die Lehren meines heiligen Vaters. Ich stellte mein Können öffentlich zur Schau. Aber nur das vollkommene Werk verträgt die Schau. Eines Tages kam meine Vernichtung. Am Hofe des Rajah von Nepal weilte ein berühmter Reisender aus Europa, der mit Unterstützung der indischen Regierung die Künste der Fakire studierte, um darüber ein Werk zu schreiben. Jener Reisende befragte auch den Rajah, ob er irgendwelche Magier wüßte, und der Rajah nannte meinen Namen, denn er hatte gelegentlich einmal durch heilige Pilger von mir gehört. Ich erhielt eine Einladung, zu ihm zu kommen. Nach unseren Begriffen war es allerdings mehr ein Befehl, und da auch die englische Regierung mich aufforderte, der Einladung sofort zu folgen, begab ich mich an den Hof des Rajah. Ich wurde befragt, über welche Fakirkünste ich gebot, und da ich nicht bestreiten konnte, über Wasser gewandelt zu sein und mich in die Luft erheben zu haben, befahl mir der Rajah, mich am anderen Morgen für eine Probe vor dem fremden

Reisenden bereit zu machen. Ich war in Todesängsten, denn ich fühlte, daß mich die Anwesenheit fremder, ungläubiger Augen völlig unfähig machen würde, meine Kunst zu zeigen. Denn den Heiligen trägt der Glaube seiner Anbeter. Der fürchterliche Tag brach an, und inmitten eines bunten Zuges, von Musik und Elefanten begleitet, wurde ich in den Garten des Schlosses geführt. Dort saß bereits der Reisende neben dem Thron des Rajah. Ich legte mich nieder und versenkte mich ganz in die Tiefe meiner Gedanken. Nach zwei Stunden entsetzlichster Willensanstrengung richtete ich mich auf und rief: ›Ich kann es nicht. Nicht hier!‹ ›Zu den Tigern!‹ schrie der Rajah. Aber eine junge Engländerin, die Frau des Regenten, bat für mich, und der Rajah gab mich frei. Ich kniete vor meiner Erretterin nieder, küßte ihre Füße; Sie richtete mich aber hastig auf und sagte: ›Gehen Sie fort.‹ Ich blieb bis zum Einbruch der Finsternis in einer Hütte beim Tempel. Ein Priester tröstete mich und gab mir für die nächtliche Wanderung eine Wegzehrung. Ich fühlte mich bis zum Sterben aufgewühlt. Mein Leben war für mich fast dahin. Kurz vor meinem Weggehen erschien plötzlich eine verschleierte Gestalt vor meinem Zelt, gab mir ein längliches Paket, dessen Inhalt sich bewegte, so daß ich am ganzen Leibe zitterte. Dann sagte die fremde Frau:

›Ich habe Ihnen heute das Leben gerettet. Machen Sie mich nun auch glücklich. Nehmen Sie das Kind mit sich. Es ist mein Kind. Der Rajah ist sein Vater. Mein Mann aber ist der Regent. Es ist furchtbar. Retten Sie mich.« Sie kniete nieder und weinte auf meine Füße. ›Ich werde das Kind heilig halten und wie eine Heilige erziehen.« Die Frau erhob sich und rief: ›Den Dank all unserer und Ihrer Götter auf Ihr Haupt. Ich muß jetzt fort. Hier. Das wird Sie reich machen. Vergessen Sie mich.« Sie eilte davon. In meinen Armen aber hielt ich die kleine Madiah Sourith.«

Der Inder zündete eine neue Zigarette an. Jetzt wurde der Opiumduft so scharf, daß ich ihn bis tief in die Brust fühlte. Es machte mir Mühe, den Worten Lahoris weiter zu lauschen. Es folgte eine lange, für mein Empfinden entsetzliche Erzählung. Ich will sie aus der Erinnerung und nur ihrem Inhalte nach wiedergeben.

Lahori hatte von der Engländerin nicht bloß das kleine Mädchen, den europäisch-indischen Mischling, erhalten, sondern auch einen Beutel kostbarster Juwelen, der ihn unabhängig von jeder weiteren Ausübung seiner zweifelhaften Fakirkünste machte. Da er sich seiner in Nepal erlittenen Niederlage schämte, kehrte er nicht nach Benares zurück, sondern ließ sich im Pendschab nieder. Er nahm sich eine

Amme für das unglückliche Kind und wohnte völlig von der Welt zurückgezogen am Rande des Dschungels. Jahrelang brütete er an neuen ehrgeizigen Plänen, und verfiel schließlich auf die wunderbare Idee, aus der Madiah Sourith eine Schlangentänzerin zu machen. Noch sonderbarer, ja geradezu verbrecherisch waren seine Erziehungsgedanken. Er ließ das Mädchen völlig ohne jede Lehre aufwachsen, was um so leichter wurde, als keines Menschen Fuß die weltentlegene Gegend betrat. Neunzehn Jahre alt wurde die Madiah Sourith und hatte in dieser Zeit nur das Tanzen mit einer großen Pythonschlange gelernt. Sie sprach nur indisch, verstand kein Wort einer anderen Sprache und lernte es auch nicht auf der Fahrt nach Europa.

Lahori weinte, als er seine entsetzliche Erzählung mit den Worten schloß: »Sie ist eine Blume geblieben. Glauben Sie es mir. Töten Sie sie nicht. Treiben Sie keinen Scherz mit ihrem Leben, das schon jeden Abend in Gefahr schwebt, von der Schlange erdrückt zu werden.«

»Die Schlußszene ist doch kein Ernst!« rief ich empört.

»Toternst,« antwortete Lahori.

»Ich wußte es,« sagt Professor Jotka, »ich glaubte

gleich von Anfang an den Ernst der Szene!«

»Dann haben Sie von Madiah Sourith mehr erfaßt als Ihr Herr Freund, hochverehrter Meister. Morgen sollen Sie Madiah Sourith malen!«

Lahori hatte anscheinend plötzlich seinen Widerstand aufgegeben. Er erhob sich jetzt, schüttelte sich wie unter einem Kälteschauer und zog einen Brief aus seiner Tasche:

»Hier, mein Meister, dieser versiegelte Brief ist sieben Jahre alt. Er enthält nur ein Wort. Öffnen Sie ihn am Tage unserer Trennung. Er wird Ihnen des ganzen Rätsels letzte Lösung geben.«

Der Inder verließ uns.

Professor Jotka riß sich die Jacke auf und stöhnte:

»Luft, Luft. Die Fenster auf. Dieser Opiumrauch. Dieser schauerliche Hauch aus Indien. Arme Madiah Sourith. Du lebendig Begrabene. Welcher Retter wird dich aus deinem Gefängnis, deiner Schauergruft befreien. Soll ich es wagen? Ach, die frische Luft tut wohl. Bitte, schalten Sie das Licht ein. So. Jetzt verziehen sich die schwarzen Schleier. Ich kann Ihnen sagen, ich hätte den Kerl erdrosseln können. Aber dieser Mann ist ja selbst nur ein Opfer der finsternen Mächte, die noch in Indien wirken mögen. Können Sie das Unheil ganz fassen? Halt, daß ich den Brief nicht

verliere. Ich werde ihn sofort öffnen. Doch nein, besser nicht. Ich fürchte mich vor der letzten Aufklärung. Wer weiß, welche Teufelei noch dahinter steckt. Was meinen Sie?«

»Ich halte die Erzählung für eine starke Mischung von Dichtung und Wahrheit. Daß die Madiah Sourith ein Bastard ist, erscheint glaublich. Sie hat vollkommen den Teint und den Gesichtsschnitt einer Eurasierin. Daß er das Kind von einer Engländerin freiwillig erhalten hat, kommt mir weniger glaublich vor, obwohl das Aussehen der Tänzerin auf eine gute Abstammung schließen läßt. Offenkundig erlogen ist die Vaterschaft des Rajah. Dagegen scheint er ja bei Annahme des Kindes eine größere Summe erhalten zu haben. Sonst hätte er nicht Zeit gehabt, seinen törichten Erziehungsplan durchzuführen. Möglich ist es, daß die Madiah Sourith in der Tat nur unter den Blumen und Tieren des Dschungels groß geworden ist, dann dürfte es für Sie sicherlich interessant sein, mit ihr morgen ein paar Worte zu wechseln. Ich bedauere, Berlin auf einige Zeit verlassen zu müssen, sonst würde ich mich nach dem Ausfall der Sitzung erkundigen und mich von dem Gelingen des Bildes überzeugen.

Mein Aufenthalt im Gebirge zog sich bis zum Frühjahr des nächsten Jahres hin und erst dann

entließen mich die Davoser Ärzte aus dem großen steinernen, mit Lungenleidenden angefüllten Käfig. Der Winter war übrigens herrlich und mir prächtig bekommen. Der ganze Unsinn mit der Madiah Sourith war mir längst aus dem Kopf. In der klaren, wahrhaft heilig-heilenden Bergluft gedeihen solche Phosphormiasmen unseres überreizten Gehirnes nicht. Ich hatte mir die Sache so völlig aus dem Sinn geschlagen, daß ich über meinen Arbeiten nicht einmal mehr an Professor Jotka dachte. Ich hatte ihn mit vergessen. Wohl eine automatische Schutzmaßregel der Natur. Es befiel mich daher ein ziemlicher Schreck und ein peinliches Erstaunen zugleich, als ich eines Tages, als ich gerade müde nach Hause kam, dort die telegraphische Aufforderung Jotkas vorfand, ihn noch, wenn irgend möglich, am gleichen Tage zu besuchen.

»Was ist los, Herr Professor,« rief ich ihm schon in der offenen Tür entgegen.

»Gar nichts Besonderes. Ich sah Sie heute nur auf der Elektrischen vorüberfahren und freute mich, daß Sie wieder in Berlin sind. Ich wollte Ihnen gern mein Madiah Sourith-Bild zeigen. Sie entsinnen sich doch der Sache noch?«

Zögernd sagte ich: »Ja. Genau!«

Professor Jotka aber war bereits in einen

Nebenraum geeilt und kam jetzt mit einem großen eingerahmten Bild wieder, das er auf die Staffelei vor mir stellte.

Ich betrachtete es ruhig und lange, ohne ein Wort zu sagen, während der Maler verlegen rauchte. Ich sah die Schlangentänzerin in vollendeter Ruhe und Schönheit gemalt. Der blaße, bräunliche Teint, die Teehaut, für die Professor Jotka so schöne Worte gefunden hatte, die bläulichen Schatten unter den Brüsten und an der Hüfte, alles war meisterhaft gemalt. Die Tänzerin hob die Schlange über sich und sah dem bunten seltsamen Wesen in die starren, toten, blinden und doch so lauernden Reptilaugen. In wundervoller Überschneidung legte sich der Schlangenkörper zweimal um den Leib der Tänzerin.

»Klassisch, ganz griechisch!« sagte ich. »Ich freue mich, daß die Sache so gut ausgegangen ist!«

»So,« antwortete der Maler, »das haben Sie richtig erkannt. Sie sind ein verständiger Mensch. Sie wissen ein Bild zu deuten. Ich danke Ihnen. Jetzt hole ich uns einen Ätlichen, ich kann Ihnen sagen, einen Rheinwein. Ganz ölig. Malen könnte man beinahe mit ihm. Aber es dauert eine Weile ehe ich wiederkomme!«

Professor Jotka ging über den Flur und ich hörte ihn

in der Ferne hämmern. Er störte hier oben niemand, denn kein Mensch wohnte in den vielen leeren Gemächern des Daches.

Das Bild der Madiah Sourith, so schien es mir, langweilte mich bald ein wenig. Ich stand auf und ging im Atelier auf und ab, das von Bildern und anderen Dingen seltsam belebt war. Da saß eine Gliederpuppe aus Holz, angetan mit dem kostbaren Gewand einer regierenden Dame. Der hohle Holzkopf ragte wie eine Narrenmaske aus dem Kleid hervor. Ein nackter Märtyrerleib war mit so natürlich gemalten Pfeilen bespickt und das Blut floß so rot und deutlich aus den Wunden, daß ich entsetzt kehrt machte. Eine rosige Büste mit einem heiteren Gesicht, ganz in rot und blond, beruhigte mich wieder. Professor Jotkas Hammerschläge ertönten noch immer.

Ich ging in den Nebenraum. Hier stand ein Bild, ganz schief gegen die Wand gelehnt, als wollte es sofort umkippen. Irgendeine Kleinigkeit hielt es aber noch fest. Das Bild drehte mir den grobleinenen Rücken zu. Ich war nicht neugierig, sah aber doch wie im Traum seitlich ein Stück Farbe, das mich an den Leib der Schlange auf dem Bilde der Madiah Sourith gemahnte. Ich wollte wieder hinausgehen, denn sicherlich war das nur ein Irrtum, mein Gehirn hatte sich das wohl nur zusammengereimt. Ärgerlich machte

ich aber doch nochmals kehrt und drehte das Bild rasch herum. Es stürzte mir aus der Hand und lag jetzt auf der Erde.

Zwei eisige Hände umklammerten meinen Hals, so furchtbar befiel mich der Schreck. Ich sah die Madiah Sourith, leichenblaß, grau, erdrückt, zerquetscht von dem zornig gespannten Leib der Schlange.

Plötzlich brüllte es in mein Ohr: »Herr!« Jotka stand neben mir und hielt die Flasche Wein wie eine Keule in der Hand. Ich zitterte und stotterte »Verzeihung. Es war nicht meine Absicht. Sie wissen, daß ich nicht neugierig bin. Das Bild stürzte um, als ich es eben berührte. Ich wußte es nicht!«

»Lassen Sie uns den Wein trinken,« sagte Professor Jotka, der sich wieder gefaßt hatte, »nicht Sie trifft die Schuld, sondern mich. Ich hatte Ihnen das Bild verheimlichen wollen. Kommen Sie, seien Sie mir nicht böse. Aber, wenn ich noch an all die Aufregung denke. Das war furchtbar. Doch nun habe ich es beinahe überwunden. Ich habe Furchtbares durchgemacht. Danken Sie dem Schicksal, daß es Sie vor dem Abenteuer bewahrt hat.«

Diesmal aber vermochte ich nicht meine Ruhe so schnell wiederzufinden.

»Sagen Sie, Herr Professor. Ist das Bild da drinnen

die Wahrheit. Oder ist es *dies*! Ich weiß wirklich nicht, ich bin noch ganz erschrocken. Es wäre ja entsetzlich!«

»Was ist Wahrheit,« fragte der Maler, »dieses Bild des Lebens ist ebensogut die Wahrheit wie jenes Bild des Todes, das Sie eben sahen. Jedes der beiden Bilder ist ein Brennpunkt in der Ellipse der Wahrheit!«

»Wie ist es denn gekommen,« fragte ich noch immer aufs äußerste erregt.

»Dieser alte edle Wein möge mir die rechten Worte geben, daß ich Ihnen nichts Falsches sage«, rief Professor Jotka, »denn leicht fällt es mir nicht, noch einmal in den Wunden zu wühlen. Ich habe nichts Böses gewollt. Ich wollte die unglückliche Tänzerin nur aus der unglaublichen Tyrannei des Inders befreien. Das Werk wäre mir beinahe gelungen. Im letzten Augenblick kam das Unheil. Sie wissen wohl noch, daß ich die Madiah Sourith im Einverständnis mit jenem Lahori malte. Hier steht die Frucht jener Arbeit vor Ihnen. Sie haben ja selbst vorhin mehr oder weniger zu erkennen gegeben, daß ich nicht hinter die Maske gekommen bin. Es ist ein seltsames Ding um die indische Maske eines solchen Menschenkindes. Überhaupt um die Masken der Menschen und das wahre Gesicht. Als ich bei der Madiah Sourith endlich

nahe daran war, das wahre Gesicht zu entdecken, war es zu spät. Hätte ich meine Kunst von ihrer Maske gelassen.

Nach dem Auftreten in Berlin begab sich Lahori nach Petersburg, und hier, schon im Winter, erkrankte die Tänzerin. Lahori bat mich um meine Hilfe, denn obwohl sein schlimmster Feind, wie er mich einmal offen nannte, war ich doch zugleich der einzige wahre Freund seiner Pflögetochter.

Wir brachten die Madiah Sourith gemeinschaftlich aus Rußland nach Berlin, wobei mich noch Großfürst Kyrill in liebenswürdigster Weise unterstützte. Ich habe ihn mehrfach gemalt und wir kannten einander gut.

In Berlin blieb Madiah Sourith zunächst in einer privaten Klinik. Sie litt an einer schweren Lungenentzündung, der eine ganze Reihe anderer akuter Entzündungen der Brust und des Rippenfells folgten, bis schließlich ein chronisches Kranksein zurückblieb.

Sie können sich denken, daß ich in dieser ganzen traurigen Zeit Gelegenheit fand, der armen Kranken menschlich näher zu kommen. Sie liebte mich zuletzt wie einen Vater und bald sprach sie sogar deutsch mit mir.

Lahori hatte aber recht gehabt. Sie war mehr eine Blume als ein Mensch. Bei einem weniger schönen Wesen würde man mit Recht gesagt haben: Mehr Tier als Mensch. Sie hatte von dieser Welt gar keine Kenntnis. Dagegen sprach sie gern von ihrem Dschungel und von den Tieren und Pflanzen dort, die sie alle kannte und liebte. Ich sorgte vollkommen für sie, auch in finanzieller Hinsicht, was besonders Lahoris Wohlgefallen fand, denn der Inder zeigte sich immer deutlicher als ein habgieriger Geizhals.

Im Laufe des Winters änderte sich das Befinden Madiah Souriths nur wenig. Im Frühjahr wurde es besser und im Mai konnte sie mit mir die erste Ausfahrt machen. Bald war unser Wagen ein täglicher Gast auf dem Korso im Tiergarten. Ich hatte der jungen Dame ganz moderne Kleider machen lassen und sie sah ganz vortrefflich in ihnen aus. Das Fremdartige verlor sie jedoch ebensowenig wie das stets Befremdete.

Lahori drängte wiederholt darauf, daß die Tänzerin ihre Studien wieder aufnehmen sollte. Der Inder hatte sich in Gemeinschaft mit einem jungen Kinodramatiker eine längere Skizze ausgearbeitet, ein ziemlich grausiges Machwerk, in dem eine Bluttat die andere jagte und die Madiah Sourith als Todesgöttin in einem verborgenen Tempel verehrt wurde. Der Arzt

hatte nichts gegen den Vorschlag Lahoris einzuwenden, denn die junge Dame blühte mit den warmen Tagen förmlich wieder auf.

Das Schicksal hatte mir damit die Pistole auf die Brust gesetzt. Ich mußte mich entscheiden. Entweder gab ich Madiyah Sourith jetzt frei oder ich mußte dem Inder meine Gegenvorschläge machen. Ein kleines Anrecht auf Madiyah Sourith glaubte ich mir erworben zu haben. Sie war übrigens schon recht aufgeweckt worden und mit Entzücken sah ich diesem späten aber schnellen Erwachen zu. Die Blume wurde zur jungen Frau. Kurz entschlossen griff ich mir eines Tages den Inder und sagte ihm: »Ich lasse Ihre Pflögetochter nicht mehr frei. Sie bleibt in meinem Besitz; ich werde sie heiraten. Madiyah Sourith ist damit einverstanden. Ich biete Ihnen aber einen Platz in meinem Hause an!« Lahori verneigte sich vor mir. Ich glaubte ein kurzes höhnisches Mienenspiel in seinem Gesicht gesehen zu haben. Aber als er wieder auf sah, waren seine Augen verschleiert wie sonst.

Am anderen Tage fragte er mich, ob ich erlaube, daß Madiyah Sourith noch einmal für den Film tanze. Damit war ich durchaus einverstanden, denn ich beabsichtigte nicht, die eigenartige Herkunft meiner späteren Frau zu verheimlichen. Ich Zigeuner. Sie Tänzerin. Wo ist da der Unterschied?

Für die Schlußszene des Films wurde mein Atelier hergerichtet. Diese drei Räume verwandelten sich auf einen Tag in den Tempel der tanzenden Todesgöttin. Die Schlange war in dem Film das Sinnbild des Todes. Niemand durfte es wagen, ihr zu nahen. Nur Madiah Sourith, ihre Göttin. Sie sollte wie sonst in ihren Tänzen die Schlange über sich heben und mit ihr die rhythmischen Schritte und Bewegungen machen. Mir wurde bei der ewigen Spielerei mit dem Tode zuletzt ganz unheimlich zumute. Natürlich mußte auch das Aufspringen Lahoris und sein rettender Zuruf unterbleiben, da die Tänzerin in dem Film als Göttin selber auftrat.

Es wurde eine Generalprobe der Schlußszene veranstaltet. Die Schlange war leider sehr widerspenstig. Sie zischte und machte meterhohe Ausschläge mit ihrem Kopfende nach mir und dem Inder. Doch ließ sie sich schließlich von der Musik Lahoris und den Händen der Tänzerin besänftigen. Vermutlich war sie in der langen Zwischenzeit wieder verwildert und hatte sich der Hantierung beim Tanzen entwöhnt.

Lahori beruhigte uns aber. Außer ihm, dem Kino-Operateur und mir war niemand zugegen. Madiah Sourith schauerte zusammen, als der Schlangenleib ihren nackten Körper berührte. Sie sah mich traurig

an. Ich machte eine Bewegung, als wollte ich zu ihr. Aber sie winkte mir durch Kopfschütteln ab. Lahori kauerte sich in eine Ecke, wo er auf dem Film nicht sichtbar war, und blies sein Instrument, denn ohne Musik war die Schlange nicht zu regieren.

Während des kurzen Tanzes, der mir unendlich lange zu dauern schien, wiederholte Madiyah Sourith die seltsamen traurigen Blicke. Aber vorsichtig. Sie schien sich vor Lahori zu fürchten, denn ich bekam die Blicke stets nur, wenn das Gesicht der Tanzenden dem Inder abgewandt war.

Blitzschnelle Gedanken, die mich wie elektrische Schläge schmerzten, durchzuckten mich ein paarmal. Wäre es nach diesen Gedanken gegangen, so hätte ich irgend etwas zum Schlagen ergriffen und die Schlange oder den Inder niedergeschlagen. Aber das seelische Gleichgewicht stellte sich sofort wie von selbst wieder her.

Jetzt mußte der furchtbare Tanz im Tempel der Todesgöttin gleich vorbei sein. Bereits hatte das kaltblütige Reptil seinen Leib zweimal um den Körper meiner Madiyah Sourith gelegt. Jetzt kam der letzte, furchtbare, echte Moment der Gefahr.

Ich hörte Madiyah stöhnen. Sie sah mich noch einmal an. Welch ein Blick. Schrecklich. Die Maske

fiel. Der Tod lag in ihren Augen. Der Abschied von mir. Ich brüllte: ›Lahori!‹ Zu spät. Ein Knacken, als ob trockenes Reisig zertreten wird. Madiah Sourith stürzte um. Die Schlange hat sie zerpreßt und war dann blitzschnell neben mir und dem Kino-Operateur vorbei in den Flur geglitten. Zischend und fauchend wie eine Tigerkatze.

Ich sprang zur Madiah Sourith. Sie war bereits tot. Blut quoll ihr aus dem Munde und der Brustkasten war vollkommen wie ohne Knochen.

In der furchtbaren Aufregung hatte ich nicht bemerkt, daß Lahori plötzlich weg war. Ich habe ihn seitdem auch nicht wieder gesehen.

Ich bat den Kino-Operateur sofort zur Polizei zu eilen und Dr. Hermes vom Aquarium anzurufen, damit er das Reptil in Sicherheit bringen lasse. Während der halben Stunde bis zum Wiedererscheinen des Operateurs zeichnete ich die Skizze, die Ihnen vorhin vor die Füße gestürzt war.

Meinen darauffolgenden völligen Zusammenbruch Ihnen zu schildern, erlassen Sie mir wohl. Bis heutigen Tages quält mich die Frage. Bin ich schuld an dem Tode Madiah Souriths? War ihr Tod überhaupt ein von Lahori geplantes Verbrechen oder ein Versehen? Oder was war es? Ich kann und kann keine befriedigende

Antwort finden, und die wenigen, die von der Sache erfahren haben, wissen es auch nicht.«

»Hat Ihnen,« sagte ich, »der Inder nicht damals einen Brief gegeben mit dem Bemerken, das versiegelte Schreiben enthielte des Rätsels letzte Lösung:«

»Herr Gott,« rief Professor Jotka,— »an das habe ich gar nicht mehr gedacht. Warten Sie, ich werde es suchen. Es muß draußen im Schreibtisch meiner Sekretärin sein! Da, hier ist es.«

Der Maler öffnete den Brief.

Er enthielt ein weißes, unbeschriebenes Blatt Papier.
